

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 47 (1960)
Heft: 5: Atelierbauten

Artikel: Steine und Büsche
Autor: Schwarz, Lotte
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-36751>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



1
 Hans Aeschbacher, Weiblicher Torso, 1944. Sandstein
 Der alte Standort vor dem Atelierhaus Schwarz in Brüttsellen
 Torse de femme. Grès
 Ancien emplacement
 Female Torso. Sandstone
 The old location

2
 Der neue Standort im Garten des Hauses Schwarz
 Nouvel emplacement
 The new location

Photos: 1 Ernst Scheidegger, Zürich; 2 Hans Aeschbacher, Zürich

Alles kam überraschend und unerwartet: Hans Aeschbachers Marili ist zu Gast bei uns. Vandalen haben ihr am frühern Standort den Kopf abgeschlagen, und die Flickstellen sollen nun Patina ansetzen unter einer Eiche, die sie und uns beschützt.

Der Erbauer des Hauses quitierte die Ankunft der steinernen Frau in seinem Tagebuch mit dem Satz: «Verständnislos betrachtet Marili meine Arbeit.»

Der Architekt arbeitet hinter einem großen Glasfenster. Draußen wuchern Sträucher; neben Pfaffenhütchen wächst versprengter Holunder. Der Boden ist sauer; zu ihrer Zeit rollen sich Farren auf und stellen sich wie grüne Pfauen zwischen den Efeu. Wo die Sonne hinmag, gedeihen Walderdbeeren. Vor dem unregelmäßig Gestrickten der Natur steigt der Stamm einer Eiche in die Höhe. Die Eiche gibt ihre Blätter, die nicht faulen wollen, bis tief in den Winter hinein ab. In früheren Jahren zerrieb man ihre Rinde zu Lohe und gerbte damit die Segel der Schiffe.

Neben der Eiche steht nun die Frau aus Stein. In ihrem Rücken rundet sich das Grün der Sträucher, deren winzige Blätter unruhig zittern. Der borkige Stamm krümmt sich in Kopfhöhe der neuen Nachbarin wie ein stark beanspruchtes Rückgrat. Streng mit sich selbst, strebt er weiter nach oben, als wolle er die Bewegungen der Sträucher bannen.

Dem Boden entlang zieht sich ein kleines Geröllfeld. Beim Bau des Hauses sammelten wir die größeren Steine, und nun liegen sie hier als eiszeitliche Zeugen der Dauer. Sie bekunden dem steinernen Marili die Sympathie von verwandtem Fleisch und Blut, und die Eiche wird daran erinnert, daß das Holz ihres kräftigen Stammes wohl das härteste Holz aller Bäume dieser Gegend ist, aber vergänglich bleibt gegenüber dem Stein.

Baum und Strauch speichern Feuchtigkeit, die sich lindernd auf die Wunden der Genesenden legt. Der Anschlag ist mißlungen, selbst ohne Kopf macht sie nicht den Eindruck einer Enthaupteten.

Ihre feuchte Haut nimmt auf, was die Umgebung birgt. Die Spinnen sind froh um ihre Nähe; die Entfernung von der Baumrinde zu ihr ist nicht weit, kaum kann das Gewebe der Sträucher zu einer Bedrohung für ihre zarten Fäden und Netze werden. Langsam kommen Schnecken schenkelaufwärts, die gelbbraune Spirale ihres Häuschens auf dem Rücken.

Nach dem Regen bleibt das Wasser noch lange auf den undurchlässigen Blättern der Eiche liegen. In tropfender Therapie läßt sie es auf die hellen Bruchstellen fallen, die sich grün zu färben beginnen. Vom Innern des Hauses her gesehen, bietet sich das Bild einer Frau im Aquarium, lautlos dem Nassen und Grünen zugetan.

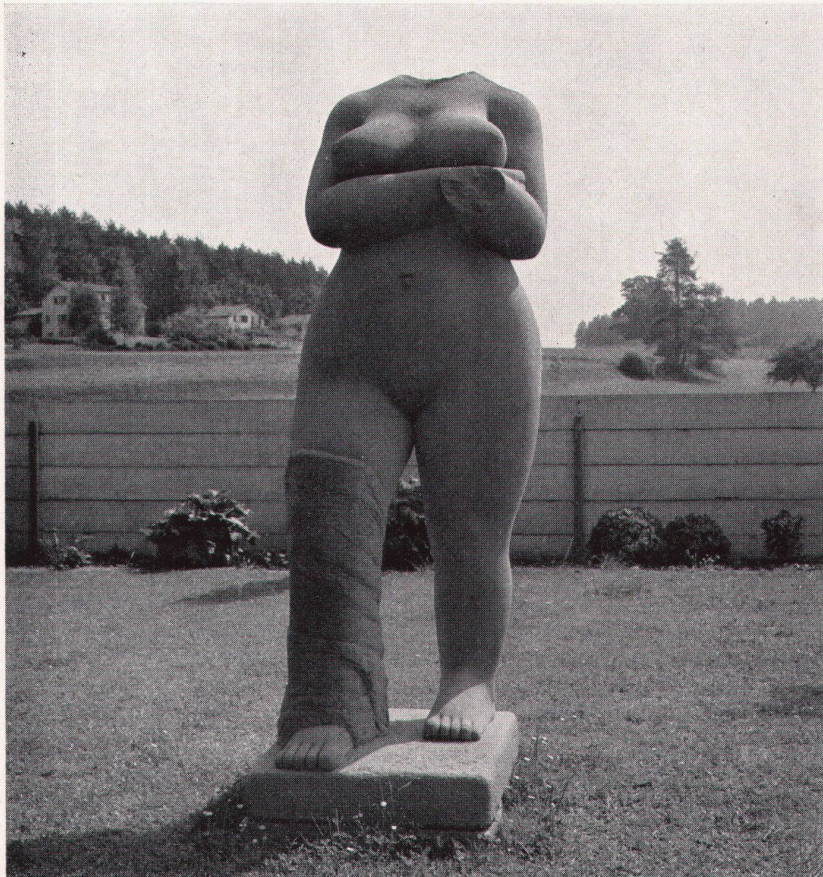
In trockenen Zeiten sind schwarze Flechten an Halsansatz und Schultern zu sehen; über Sockel und Füße legt sich ein dünner Moospelz.

Eines Tages erscheint der Schöpfer der Steinernen und sagt: «Man muß den Standort wechseln.» Ich hatte das Gefühl, daß er neu in sie verliebt sei; er, der sie doch mit Kopf schuf. Hans Aeschbacher bestellte drei Männer von einem Bauunternehmen. Der Umzug Marilis ist schwieriger als der einstige Transport. Seither wurde ein zweites Haus gebaut, das neben dem unsrigen steht. Darum kann sie jetzt nicht einfach über die Wiese transportiert werden.

Mit viel Gefühl gehen die Schwerarbeiter ans Werk, doch können sie das Gewalttame des Unternehmens kaum ahnen. Schwerelos hängt Marili im Flaschenzug, als wäre sie nie geduldig unter der Eiche gestanden. Bald wird sie das freundliche Zufächern der Sträucher nicht mehr wahrnehmen, und die Ermunterungen des Geröllfeldes werden für sie unhörbar sein.

Die Männer legen sie auf einen niedrigen Wagen und fahren sie unter dem Kommando von Hans Aeschbacher die Treppe hinunter. Fahrend liegend aber gibt sie ihren Stolz als aufrecht Schreitende nicht auf.

Fern vom patinaspændenden Baum stellen sie die Männer mitten in unserem Garten auf, dem Himmel preisgegeben. Jetzt hat sie Wiese um sich herum; im ebenerdig liegenden Fenster des neuen Hauses kann sie sich spiegeln.



2

Das Leben mit der Steinfrau hat sich nach diesem Ortswechsel verändert. Wenn ich am Morgen wie ein Portier im Louvre die Vorhänge des Fensters zur Seite ziehe, sehe ich sie unten im Garten stehen, allein, fern von ihren Gespielen.

Nach ihrer Verpflanzung ließ man ihr einige Tage Ruhe. Dann erschien Hans Aeschbacher wieder und verlangte nach einem Kübel mit Wasser und einer harten Bürste. Mit dieser Bürste verteilte er, mild in der Absicht, doch brutal in der Prozedur, das Grünscharz der Eiche auf die vom Baum nicht erreichten Stellen ihres Körpers. Sie schreckte nicht zurück, kam aber auch nicht entgegen; kosmetisches, resedaleichtes Grün floß über den Stein. Wer von uns Emanzipierten ertrüge auch nur die Vorstellung einer solchen Abreibung ohne Widerspruch! Gegen alle Vernunft begann die Steinerne zu strahlen, bereit für kommende Färbungen, die der Himmel senden mag.

Ihre neue Umgebung ist jung. Ein Ahorn, den wir aus dem nahen Wald geholt hatten, will erst ein Baum werden. Ein Essigstrauch hat noch lange nicht die Höhe ihrer Schultern erreicht. Eisblumen, auch Fetthenne und Donnerbart genannt, stehen wie blaßrosa Schirme in der Höhe ihrer Knie im Hintergrund. Gegen das Schwimmbassin hin wuchert niedriger Schilf und Pfefferminz, eine strenge Umgebung für eine Frau.

Streng war auch Herr Keller. Er ist Maler und Graphiker und begegnete Marili als erster am neuen Standort. Er erschrak und reagierte, als stände wirklich jemand dort. «Oh», klagte er, «der Nabel, er ist zu deutlich!» Der Schreck des Künstlers schien ein Einwand gegen den neuen Standort zu sein. Von meinem Louvre aus steht sie besser; liebend schaue ich zu der steinernen Freundin hinunter.

Weit spannt sich der Himmel über sie, und durchs Auge nicht faßbare kosmische Kontakte eröffnen ihr neue Räume. Pfingsten sendet ein Gewitter mit einem versöhnenden Regenbogen. Von meinem Fenster aus sehe ich Marili inmitten der Elemente.

Ein dunkler Himmel läßt die ersten dicken Tropfen auf das Polster des Bauches fallen. Sie verschwinden in den Poren des warmen Steinleibes. Dann – klack, wie der Gruß einer Möwe platzt mit einer Böe ein Regenguß dorthin, rundet sich zum Tümpel, verweilt unschlüssig, um durch die eigene Schwere gezogen schenkelabwärts zu fließen. Das ausschreitende Bein hält die dicke Wasserader noch einmal auf, aber plötzlich verirnt sie fächerartig.

Dann kommt unaufhaltsamer Regen. Das helle Grün verwandelt sich in dunkles Grau. Bleiern steht die Frau im Wetter. Aufrecht und mit Gleichmut nimmt sie entgegen, was kommt. Wäre sie schwächer, der drohende Himmel hätte eine Büßende aus ihr gemacht. Schwer kämpft der Ahorn mit der nassen Last seiner Blätter. Sie aber wird gelobt und umrahmt von einem Regenbogen. Wer – ohne Kopf und über der Erde – hat eine so ungestörte Beziehung zum Himmel?

Die Vögel, heißt es in einem Gedicht, kommen als Boten aus dem Jenseits zu uns. Gleich Brücken zwischen Nah und Fern schwärmen sie aus und geben die Absichten ihres großen unbekanntem Auftraggebers weiter.

Ein Vogel sitzt eines Tags allein auf dem vernarbten Halsansatz der Steinfrau. Die Stelle ist uneben, und der Gefiederte kann sich gut halten. Klein ist er dort, und nervös wippt er auf seinen Drahtbeinen, unstet den Kopf bewegend. Er paßt nicht recht dorthin; seltsamerweise aber bringt er in Erinnerung, daß Marili einmal einen Kopf hatte. Der Himmel sieht immer ihre Narben. Sie schmerzen ihn. Oh himmlische Verführung – doch die Erde wurde für sie nicht kleiner, weil sie ihr Leiden brachte. Sicher steht sie im Diesseits.

Beim Grasmähen wird ihr Sockel zum Markstein. Zwei Seiten stehen bereits im kurz geschorenen Rasen, während die andern beiden Seiten noch von hohem Gras umgeben sind. Die scharfe Ecke des Sockels, an der sich kurzes und langes Gras treffen, gleicht einem Schiffsbug, der das hohe Gras wie Kielwasser hinter sich bringt. Prophetisch schreitend wird Marili zur Freiheitsstatue. Die Vision, daß sie im Wasser stehe, wird vollendet durch zwei junge Katzen, die im Tor ihrer Beine wie Delphine spielen.

Der erste Reif brach die Kraft der langen Grasbüschel. Jetzt legen sie sich über Marilis Füße und decken die Richtung ihres Schrittes ab. Während sie sonst stehend oder schreitend die gleichmäßige Fläche beherrscht, steigt sie jetzt aus der uneinig gewordenen Ebene empor.

Dem Reif folgte Schnee, obwohl wir erst im Oktober sind. Ein hergewehtes gelbes Lindenblatt bleibt am Brustansatz liegen. In der Sage bezeichnet das Lindenblatt die tödliche Stelle. Hier liegt es im Tal zwischen nahen Hügeln jenseits aller Bedrohung, zum Bleiben überlistet im Spiel zwischen Wind und Schnee. Der Schnee vermag den Ausdruck selbstbewußten Lebens nicht zu schwächen; in schmalen weißen Streifen folgt er dem steinernen Lauf der Arme, die, in sanfte Winkel gelegt, das paradiesische Gelände halten.

Der steinerne Gast ist gegen die Straße durch eine Mauer geschützt. Lastwagenchauffeure, die Pendelfahrten in die nahe Kiesgrube machen, können Marili von ihrem hohen Sitz aus sehen. Sie wendet ihnen den Rücken zu. Längst zum fahrenden Nachbarn geworden, rief einmal ein Fahrer herüber: «Warum sehe ich sie immer nur von hinten!»

Wir nannten die Steinfrau Marili; es war die Kameraderie Verlegener gegenüber der Voluminösen. In unserer Nachbarschaft sagte man das «Fraueli» oder das «Denkmal.» Die offizielle Bezeichnung aber ist: Weiblicher Torso 1944, Sandstein, Höhe 166 cm. Sammlung Hans Aeschbacher, Zürich.

Als weiblicher Torso wird Marili in einer kommenden Ausstellung figurieren. Sie wird uns verlassen, überzogen mit der Patina, die sie schützt.

Das sehende Verhör wird einsetzen, und die Kritiker werden sie nach den geltenden Gesetzen betrachten.